

Paul Eßer

# Jenseits der Kopfweiden

Sprache und Literatur  
am Niederrhein

Mit 5 Holzschnitten  
von Cyrus Overbeck

Grupello Verlag

DAS AUGEN LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser  
 Besuchen Sie uns im Internet unter: **www.grupello.de**  
 Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. e-mail: grupello@grupello.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Eßer, Paul: Jenseits der Kopfweiden :  
 Sprache und Literatur am Niederrhein / Paul Eßer. –  
 Düsseldorf : Grupello Verlag, 2002  
 ISBN 3-933749-83-2

1. Auflage 2002

© by Grupello Verlag  
 Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf  
 Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83  
 Druck: Müller, Grevenbroich  
 Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-83-2

## INHALT

Vorwort	7
Region oder nicht – Gedanken über eine schwierige Heimat	
Grenzen eines Grenzlandes	15
Exkurs: Heimat – Provinz – Region	17
Eine Region wird erfunden	18
Regionalliteratur / Auswahlkriterien	22
Sprache am Niederrhein	
Exkurs: Dialekt/Dialektliteratur	31
Region und Sprache	33
»Habbe-hebbe-han. Hier sprechen sie in jedem Dorf anders.« Reich gefächertes Dialektvorkommen	33
»Platt klingt wie holländisch.« Der Dialekt als Grenzsprache	36
»Schreiben tun wir in deutsch.« Der Dialekt als mündliche Sprachform	37
»Proletensprache, falsches Deutsch.« Der Dialekt als Schichtsprache	38
»Über Politik und sowas sprechen wir in hochdeutsch.« Der Dialekt als defizitäres Idiom	40
»Platt sprichse mit Opa oder anne Theke.« Der Dialekt als Nahverkehrssprache	42
»Dialekt sprechense doch nur noch in Bayern.« Ein Tonfall im Wegfall	43
Literatur am Niederrhein	
Exkurs: Kunst und Kitsch	49
Die Mundartdichtung und ihre Autoren	51
Exkurs: Trivialität – Heimat – Faschismus	60

Aphoristisches aus der Backstube <i>Ludwig Soumagne</i>	62
Die hochsprachliche Dichtung und ihre Autoren	65
Die Kriegaufatoren	68
Ein Arbeiterdichter? <i>Heinrich Lersch</i>	68
Fremd daheim, daheim in der Fremde. <i>Karl Otten</i>	81
Flucht in die Stille. <i>Hans Leifshelm</i>	90
Den Vätern zum Trotz. <i>Gottfried Kapp</i>	97
Großer Humanist – kleiner Mitläufer. <i>Otto Brües</i>	102
Landstreicherei im Barocken. <i>Albert Vigoleis Thelen</i>	109
Gedämpftes »J'accuse!« aus dem Hinterland <i>Leonhard Jansen</i>	127
Die Nachkriegsaufatoren	132
Buntstift und Rotstift im Clinch. <i>Dieter Wellershoff</i>	133
Exkurs: Hochexotik versus Reflexionsprosa	
Ein polemischer Kurz-Essay	144
Das Dilemma des »richtigen« Mannes. <i>Günter Seuren</i>	146
Ein faktomanischer Wortakrobat. <i>Gisbert Haefs</i>	150
Der Poet in der Pfortnerloge. <i>Reinhard Kaiser</i>	154
Schreibtischmörder international. <i>Herbert Genzmer</i>	159
Supermarktepek und Reflexionsprosa. <i>Burkhard Spinnen</i>	162
Ortlos verworren. <i>Christoph Peters</i>	166
Kabarett und Karikatur	172
Der Niederrheiner als Bauchredner Gottes <i>Hanns Dieter Hüsch</i>	173
Die Cartoon-Künstler	180
Die Übersetzer	183
Die regionale U-Literatur	187
Auf einen Blick	193
Nachbemerkung	196
Anmerkungen	197

## VORWORT

Bewußt habe ich dieses Buch nicht »Sprache und Literatur *des* Niederrheins« genannt, denn in dieser Form könnte der Titel leicht suggerieren, es gäbe eine besondere, klar definierbare niederrheinische Regionalsprache und eine Dichtung in dieser Sprache. Beides ist aber nicht der Fall. Daß hinter dieser Behauptung mehr steckt als ein leserwerbender Einleitungsgag, wird sich herausstellen, wenn man sich die Besonderheiten der niederrheinischen Sprachlandschaft vor Augen hält, wenn man untersucht, was sie von allen anderen Mundartgebieten des deutschen Sprachraumes unterscheidet, und wenn man schließlich die in den Niederrheindialekten verfaßte Dichtung wertend mit den literarischen Produkten anderer Sprachregionen vergleicht.

Schwieriger ist es mit der hochdeutschen Literatur von niederrheinischen Autoren. Hier stellt sich die Frage, ob man von einem Literaturleben *am* Niederrhein sprechen kann, oder ob es – so scheint es – nur Autoren *vom* Niederrhein gibt. Wie alle linksrheinischen Gebiete, wie Eifel und Hunsrück, ist der »linke Niederrhein« – nicht nur literarisch gesehen – immer eine Region der »Weggeher« gewesen. Erst in den letzten Jahren scheint sich eine Änderung anzubahnen. Daß bisher keine brauchbare Literaturgeschichte der Region geschrieben wurde, auch kaum Einzeldarstellungen vorhanden sind, die über das übliche lauwarme »Biographien erzählen« hinausgehen, mag einen Interessierten von außerhalb zu ehrfurchtslosen Erklärungsversuchen anregen wie: Gibt es sie vielleicht deshalb nicht, weil es am Niederrhein keine nennenswerte Literatur gibt, oder weil eine »Region Niederrhein« überhaupt nicht existiert? Noch ketzerischer wäre die Annahme: Es ist zwar beides vorhanden, sowohl die Kulturlandschaft wie ihre Literatur, doch sie interessieren hier niemanden.

Nun würde sich kein Autor zur Literatur einer Region äußern, wenn er nicht beides für zumindest diskussionswürdig hielte und davon ausginge, daß es Menschen gibt, die etwas

darüber erfahren möchten. Die Frage, ob eine ganz spezifische Literatur des behandelten Kulturraumes existiert, hängt eng zusammen mit der weitergehenden Überlegung: Gibt es überhaupt so etwas wie »Regionalliteratur«? Man könnte argumentieren: Die Welt, wie sie sich am Niederrhein ereignet, ereignet sich ganz ähnlich auch anderswo. Zu solch grundsätzlicher Problematisierung sei angemerkt: Gleichheit und Verschiedenheit ergeben sich aus der Abstraktionshöhe. Je weiter man sich von der Wirklichkeit entfernt, desto gleicher wird alles. Inwieweit die von Wissenschaftlern und Politikern neuerdings behauptete kulturelle Identität des »Niederrheins« real ist und inwieweit sie dann auch eine eigene sprachliche und literarische Dimension hat, soll im folgenden untersucht werden.

Als zeitliche Einschränkung sei vorweggeschickt: Es geht um das Sprechen und Schreiben der Menschen von *heute*, wobei das Zeitadverb sich auf die vergangenen hundert Jahre beziehen soll. Die Hoffnungen und Leiden unserer Eltern und Großeltern in dem soeben vergangenen Jahrhundert der Kriege, der Zerrissenheit und des atemberaubenden Fortschritts wirken schließlich noch spürbar in unsere Tage hinein.

Die hochsprachliche Literatur am Niederrhein ist bisher nicht intensiv erforscht worden. Zumindest existieren keine Arbeiten, die eine Gesamtschau vornehmen und einerseits vorurteilslos und unpathetisch vorgehen sowie andererseits über eine historische Betrachtungsweise hinausgehen. Kaum zu überblicken ist dagegen die Fülle der Werke zum Dialekt und zur Dialektdichtung, zu lokalen und regionalen Sprachbesonderheiten. Neben brauchbarer Forschung sind es oft Arbeiten, in denen heimatpflegerische Lokalpatrioten, aber auch akademische Erbsenzähler die kleinste Eigentümlichkeit der Aussprache auflisten. Sicherlich war solche Grundlagenarbeit zu Beginn der Dialektforschung unumgänglich. Ihre Ergebnisse schlugen sich in Wort- und Lautverteilungskarten von hoher Genauigkeit nieder. Doch blieb solches Forschen dann allzulange an der Oberfläche des Sicht- und Hörbaren, es blieb rein beschreibend.

Gedichten und Erzählungen in der Mundart erging es noch schlimmer. Heimattümler pflegten sie wie einen Museumsgegenstand. Auch Bewahrenswertes geriet in diesen Sog, der große Teile der Mundartliteratur am Niederrhein von der Ent-

wicklung der Regionaldichtung in anderen deutschen Sprachgebieten abkoppelte. Die Wissenschaftler wagten sich bis in die jüngste Zeit aus Pietätsgründen nicht kritisch an die »Heimatliteratur« heran. Die *vox populi* auf Platt war sozusagen die Stimme einer heiligen Kuh, die man keinesfalls kritisch untersuchen oder gar schlachten durfte, vor allem nicht, seit modische Nostalgie und wiedererstarkendes Regionalbewußtsein einen neuen Heimatbegriff und ein neues Heimatgefühl jenseits allen lokalpatriotischen Dünkels hervorbrachten. Leider lebt in der neu erwachten Diskussion über das Regionale die Auffassung von Heimat als permanenter Umbauverpflichtung eher in urbanen Schreibtischmenschen auf als bei den vom Heimatverlust unmittelbar Betroffenen.

Im föderal strukturierten Deutschland müßte es selbstverständlich sein, regionale Literaturgeschichte zu schreiben. Doch das geschah nicht allzu oft. Am Niederrhein bisher noch gar nicht. Regionale, eventuell sogar lokale, also mosaikartige Aufarbeitung der Literaturgeschichte empfiehlt sich aber schon allein deswegen, weil ein Überblick über den gewaltig angewachsenen nationalen Textkorpus beinahe nicht mehr möglich ist. Darüber hinaus stärkt die Beschäftigung mit Sprache und Literatur einer Region die gegen eine globale Einebnung des literarischen Terrains gerichteten Kräfte.

Das neue Interesse an »Heimat« hat das Bewußtsein für den unersetzlichen Wert des regional Gewachsenen geschärft. Es hat die Einsicht verbreitet: Der Reichtum der Menschheit, auch der Reichtum der Weltliteratur, besteht in ihren Besonderheiten, ihrer Mannigfaltigkeit. Nicht oft genug kann solches Wissen in Lied, Gedicht, Schauspiel und Roman erneuert und gegen die Uniformierung der Weltkultur verteidigt werden.

Daß die Autoren im folgenden häufiger selbst zu Wort kommen als es in traditionellen Literaturgeschichten üblich ist, hat auch damit zu tun, daß eine Kenntnis ihres Lebens und Werks selbst bei literarisch Interessierten nicht vorausgesetzt werden kann. In den Anmerkungen am Schluß des Buches findet der Leser daher neben Quellenangaben zusätzlich Literaturempfehlungen, die sich auch auf Internet-Angebote erstrecken.

Paul Eßer, im Mai 2002

REGION ODER NICHT –  
GEDANKEN ÜBER EINE SCHWIERIGE HEIMAT



Seit er sich nicht mehr als römischen Bürger bezeichnen konnte, mit einer auch kulturellen Berechtigung sagen konnte: *civis Romanus sum*, sah sich der Niederrheiner fast ein Jahrtausend lang ständig wechselnden politischen Verhältnissen ausgesetzt. Diese politische Instabilität hat natürlich dazu beigetragen, daß sich auch kulturgeschichtlich und sprachlich nie ein homogenes Gebilde namens »Niederrhein« entwickeln konnte. Seine gesamte Geschichte hindurch präsentiert sich das Gebiet als politischer Flickenteppich, als Kleinkosmos ohne klar konturierten Regionalcharakter, ohne Volksstamm und ohne ein gewachsenes konfessionelles Profil.

Der Raum zwischen Rhein und Maas war keltisch und germanisch besiedelt, wurde dann von den Römern erobert, später endgültig von den Franken in Besitz genommen. Danach waren einzelne Teile lothringisch, kölnisch, geldrisch, jülich, klevisch, pfälzisch-wittelsbachisch, burgundisch, spanisch, österreichisch, französisch und preußisch. Im vergangenen Jahrhundert hat der Niederrhein belgische, amerikanische und britische Besatzungen gesehen. Mal wurde der Landstrich von Rom aus regiert, mal von Brüssel, Madrid oder Wien, dann wieder von Berlin und schließlich von Bonn. Selbst die Preußen konnten keine endgültige Ordnung schaffen. Ihre Provinz »Niederrhein« umfasste Mittelrhein, Mosel und Saarland, Gebiete, die mit dem heute so bezeichneten Raum nicht mehr in Verbindung gebracht werden.

Geographie und Geschichte trugen den Niederrheinern den Ruf der Unzuverlässigkeit ein. Ein Grenzvolk seien sie, hin- und hergerissen zwischen den Niederlanden, Frankreich und Deutschland, was nicht nur Adolf Hitler zu dem abfälligen Urteil »Flugsand der Nationen« veranlaßte. Einen ausgezeichneten Überblick über die recht wirr anmutende Territorialgeschichte des Niederrheins liefern die 81 farbigen Karten und die Begleittexte, die Irmgard Hantsche in ihrem *Atlas zur Geschichte des Niederrheins* zusammengestellt hat.<sup>1</sup>

Hantsche orientiert sich an einem physisch-geographischen Niederrheinbegriff, der auch Gebiete rechts des Rheins und links der Maas noch berücksichtigt. Als allgemeinverständliche regionale Ordnungskategorie ist dieser Begriff jedoch kaum geeignet und geht außerdem über den im vorliegenden Buch behandelten Niederrhein hinaus. Der nämlich umfaßt nur den deutschen Teil des Tieflandes zwischen Rhein und Maas ohne die urbanen Zentren an der Rheinschiene. Das entspricht weitgehend dem Konsensus, wie er sich heute in Kulturämterbrochüren, Reiseführern, Wirtschaftsgutachten u. ä. spiegelt. Fraglich war und ist beim »Niederrhein« immer nur die Südausdehnung.

Als Groborientierung nimmt man hier im allgemeinen eine Linie nördlich der E 40 (Aachen – Köln) an, eine Linie, die Rommerskirchen und Geilenkirchen berührt. Wenig um wissenschaftliche Genauigkeit bemüht, lokalisiert der »typische« Niederrheiner in dieser Gegend eine nördliche Weingrenze oder – für ihn bedeutsamer – den »Alt-Kölsch-Äquator«. Über dessen Verlauf wird naturgemäß diffus diskutiert, schon weil beides, Kölsch und Alt, obergärige Biersorten sind. Als Anregung mag da gedient haben, was Heinrich Böll, der rheinischste der großen deutschen Gegenwartsdichter, in seinem Essay *Undines gewaltiger Vater* zur Abgrenzungsfrage geschrieben hat:

Der Weintrinkerrhein hört ungefähr bei Bonn auf, geht dann durch eine Art Quarantäne, die bis Köln reicht; hier fängt der Schnapstrinkerrhein an; das mag für viele bedeuten, daß der Rhein hier aufhört. Mein Rhein fängt hier an, er wechselt in Gelassenheit und Schwermut über, ohne das, was er oben gelernt und gesehen hat, zu vergessen, immer ernster wird er auf seine Mündung zu, bis er in der Nordsee stirbt, seine Wasser sich mit denen des großen Ozeans mischen; der Rhein der lieblichen mittelhheinischen Madonnen fließt auf Rembrandt zu und verliert sich in den Nebeln der Nordsee.

Mein Rhein ist der Winterrhein, der Rhein der Krähen, die auf Eisschollen nordwestwärts ziehen, den Niederlanden zu: ein Breughel-Rhein, dessen Farben Grüngrau sind, Schwarz und Weiß, viel Grau, und die bräunlichen Fassaden der Häuser, die sich erst wieder auftakeln, wenn der Sommer naht.<sup>2</sup>

»Heimat« ist etwas, das man hat, ohne es zu wissen. Sie wird zum Wert im Augenblick der Bedrohung, im Augenblick des Verlustes, meist als rückwärtsgewandte Utopie. Die Dichter haben in Deutschland nachhaltig dazu beigetragen, daß der gefühlsbeladene Begriff nicht zur Ruhe kam. Von der realen, objektiv faßbaren Umgebung wurde er zur idyllischen, später auch metaphysischen Kompensationsvorstellung geweitet, dann in jahrzehntelanger massiver Ideologisierung zum politischen Schlagwort umfunktioniert und erst in unseren Tagen als Ausdruck eines psychisch-emotionalen Bezuges des Menschen zu seiner Umwelt rehabilitiert.

Heimat im Spannungsbogen zwischen physischer Nähe und geistiger Weite: Diogenes, ein Philosoph, dessen Legende allenfalls dazu herhalten mußte, das Bildungsbürgertum mit Schmunzelbildchen zu versorgen – Diogenes lebte in einer Zeit des Übergangs der athenischen Bürger von einer engstirnig begriffenen Polis (Stadtgemeinschaft) zu einem erweiterten Kosmos, der hellenistischen Großzivilisation. Die ungeheuerliche Reaktion des Philosophen darauf rühmt Peter Sloterdijk in seiner *Kritik der zynischen Vernunft*.<sup>3</sup> Befragt nach seinem Heimatort, antwortete Diogenes nämlich: *Kosmopolitos imi*. Ich bin ein Weltbürger.

Diejenigen, die solche Weitsicht nicht besitzen, nennt man oft Provinzler. Doch Vorsicht! »Wie ich Spott über Heimat für dumm halte, so halte ich es für provinzlerisch, Provinzialismus zu verachten«, sagte Heinrich Böll in den Frankfurter Vorlesungen.<sup>4</sup> In der Provinz sieht er das Soziale und Humane bewahrt. Ihre Orte werden zu »Orten der Weltliteratur, wenn ihnen Sprache zugewachsen ist, zugetragen worden ist: ich nenne nur Dublin und Prag«.<sup>5</sup>

*Die Judenbuche*, mit der sich die Droste in die Weltliteratur geschrieben hat, ist eine kritische Provinzgeschichte, auch in Storms *Schimmelreiter* erwachsen Aufgabe, Ziel und Scheitern des einzelnen aus den spezifischen Bedingungen des realen Raumes (der Hattstedter Marsch), aus der ungeheuren, blinden Gewalt des Meeres, in das der Deichgraf nach vergeblichem Kampf reitet. Hier ist die Heimat/Provinz/Region mehr als Anschauungs- und Erfahrungsraum, sie wird zum Handlungselement.

Wegen der ideologischen Hypothesen, die auf dem Wort »Heimat« lasten, und wegen des pejorativen Gebrauchs von »Provinz« als Bezeichnung für einen Entwicklungsrückstand habe ich diese Begriffe, dem Sprachgebrauch der modernen Forschung folgend, durch den Begriff »Region« ersetzt. Die wird heute nicht mehr als unveränderlicher Zustand gesehen, sondern als Aufforderung zu aktivem Eingreifen, zum Sich-Beheimaten in einem Raum, als Chance menschlichen Werdens. Heimat ist nicht einfach da, sie muß erst wachsen.

Ob aber Region oder Heimat, für den einzelnen bewahrt sich im Leben wie in der Dichtung: Fühlt er sich geborgen in seinem Lebensraum, kann dieser ihm zum Paradies werden, fühlt er sich bedrückt und eingeengt, erlebt er die Hölle.

#### EINE REGION WIRD ERFUNDEN

Wer im Unterschied zu Böll mit seinen eindrucksvollen Landschaftsbildern nicht Literatur verfaßt, sondern *über* Dichtung schreibt, dem drängen sich einige Fragen auf: Gibt es das Landschaftstypische überhaupt? Wie steht es mit Selbstverständnis und Außenwirkung des fraglichen kulturgeographischen Raumes? Und ganz heikel: Kann man von regionalen Mentalitäten sprechen?

Beim Nachdenken über die Region kann es nicht darum gehen, einen »niederrheinischen Menschenschlag« konkret zu definieren. Solche Versuche haben hierzulande eine unguete Tradition. Schon lange vor 1933 folgte die Universitätsgermanistik in Deutschland nebulösen Schwätzern, die glaubten, die Wesenhaftigkeit deutscher Stammeseelen aus »Blut und Boden« herleiten zu können. In Abgrenzung gegen die vermeintlich gemütsarme und seelenlose »Asphaltliteratur« der Großstädte konstruierten diese rückwärtsgewandten Heimattümler Stammesprofile, aus denen die Kunst einer Region erwachse. Die Hauptgrundlage für eine völkische Literatur-»Wissenschaft«, von der aus es nur noch ein kleiner Schritt zum Rassenwahn war, schuf Joseph Nadler mit seiner *Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme* (1912-1918). Nadlers Sichtweise haben auf den niederrheinischen Raum z. B. Heinrich Plönes, Karl Meisen und Walter Linden angewandt.<sup>6</sup>

Doch nicht nur unter Verfassern von Literaturgeschichten ist ja die Neigung verbreitet, einen Zusammenhang zwischen Mensch und Landschaft herzustellen. Die gängigen Stereotypen eines Landschaftscharakters (rauh/lieblich/flach/gegliedert) spiegeln für viele Betrachter schon immer analoge Wesenszüge ihrer Bewohner. Das müßte, konsequent gehandhabt, im Fall des Niederrheinens zu der wenig schmeichelhaften Gleichung Flachland gleich »Flachsinn« führen. Dem würde der empörte Heimatfreund den umgekehrten Kurzschluß entgegenschleudern: Weiter Horizont gleich Weitblick.

Selbst in der traditionellen Heimatliteratur divergieren die Landschaftsinterpretationen beachtlich. Von »herber Landschaft« ist beim Niederrhein die Rede, anderen erscheint sie als »bäuerliche Idylle«; weitere häufig auftauchende Verknüpfungen: Zweistromland, Bauernland, Regen-, Nebel- oder Amphibienland, flämische Uferlosigkeit, Leere, Uneingegrenztheit, Melancholie, im Nahbereich: Kopfweidenhorizont, bäuerliche Behaglichkeit usw.

Klischee und Kritik mischend verdichtet Christof Siemes den veröffentlichten Niederrhein:

Landschaft kann man das ja nicht mehr nennen, eher Gegend. Ist halt da. Verstümmeltes Flachland, plattgemacht von den kilometerdicken Eispackungen des Pleistozäns, von zahllosen Rübenbauerngenerationen entstellt, von Rheinbrauns Kohlebaggern endgültig zerfressen. Hat keinen richtigen Anfang unten im Süden, da muß man sich was denken, eine Linie von Aachen zum Rhein. Nördlich davon, dat isset. Oder so. Aufhören tut es aber auch nicht richtig, läppert so weg bei Zylflich und Schenkenschanz und Emmerich nach Holland rüber. Endlos trostlos, fünfzig bis siebzig Tage Nebel im Jahr, wejen dem feuchten Boden. Sogar die Bäume sind hier Krüppel: Kopfweiden; in jungen Jahren schlägt man ihnen die Spitze weg, und auch danach immer wieder, damit auf der Narbe neue, biegsame Ruten wachsen. Die Geköpften wurzeln melancholisch in der Nebelsuppe.<sup>7</sup>

In den Charakterisierungen literarisch ambitionierter Reisender, aber auch der Kabarettisten, sah sich der Niederrheiner regelmäßig, wie in einer analogen Zwangsjacke, in Beziehung zur

regenverhangenen Ebene gesetzt. Vor Überraschungen und Anstrengungen sei der Blick gefeit, nirgends Hindernisse, Ecken, Kanten, das Auge spiegele wenig Auf- oder Anregung nach innen, und einen besonderen Blickwinkel könne es gar nicht geben, wo alles ringsum weit und flach und gleich sei und oft genug hinter Nebeln verhüllt. Dem Niederrheiner sei daher »alles Jacke wie Hose«. Folglich habe es hier nie einen Aufstand gegeben. Der Niederrheiner balle die Faust in der Tasche.

Dazu paßt: Der Niederrheiner lege sich nie fest. Sein Lieblingswort sei »eigentlich«. Man könnte generell die dem Niederrheiner zugeschriebene eigentümliche Sprechweise als »Jargon der Eigentlichkeit« bezeichnen, wäre diese Wendung nicht schon anderweitig und mit ganz anderem Bedeutungsumfang besetzt.<sup>8</sup>

Ein Wesen habe man da vor sich, das zu geordneter Klarheit des Denkens unfähig und immun gegen jede Art von Metaphysik sei, gleichgültig und empfindungslos allem Höheren gegenüber, viel zu sehr in seinen arbeitsreichen Lebensalltag eingebunden, als daß es sich Windmühlenkämpfe und Besenritte leisten könnte, also emotional platt (niederrheinisch: bott), und keineswegs so locker wie der Rheinländer im allgemeinen, den das gängige Mentalitätsklischee zum Urahn leutseliger Fröhlichkeit schabloniert hat.

Nun wissen nachdenklichere Menschen, daß ein solches Wesen in Wirklichkeit nicht existiert. Es gibt kein »Kollektivwesen Niederrheiner«. Was es aber sehr wohl gibt und was als durchaus real z. B. ins kabarettistische Kalkül gezogen werden muß, ist das, was viele Leute als stereotypes Bild vom Niederrheiner konservieren: das vorstehend skizzierte »Image«. Selbst der weltweit berühmteste Literat des Rheinlandes ist zumindest anfallsweise nicht frei von Vorurteilen gegenüber den Nachbarn: In den *Memoiren* giftet Heinrich Heine »gegen das fatale Kauderwelsch des Niederrheins« und verpaßt auch gleich dessen Hauptstädten einen schweren Hieb: »Cöln ist das Toscana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen und Köbes klüngelt mit Marizzebill in eyner Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht. In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Übergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe.«<sup>9</sup> Dem Heimatfreund tröstlich zu wissen, daß später aus dem Pariser Exil der Stoßseufzer hörbar wurde: »Ich sehne mich nach Plattdeutsch.«<sup>10</sup>

Sympathisch verallgemeinernde Eindrücke vom Niederrhein hat ein anderer bekannter Literat mitgenommen, der nicht aus der Gegend stammte. In Joseph Roths Reisebeschreibung *Kleve – Xanten – Kalkar* dominieren Attribute wie »friedlich«, »freundlich«, »versöhnlich-sanft«, »blühend«, »grün« und »silbern«. Der Autor kommt zu dem Schluß: »Wenn es einen landschaftlichen Ausdruck für Pazifismus gäbe – hier ist er. An dieser Grenze kann hoffentlich niemals ein Krieg ausbrechen. Diese Erde ist für Spaziergänger da, nicht für Marschierende. Für Spaziergänger, ich meine: langsam, ohne Ziel Wandernde.«<sup>11</sup>

Am Niederrhein scheiden sich die Geister. Ein einheitliches Lebensgefühl, eine ausgeprägte Gruppenidentität, ein sprachliches Zugehörigkeitsbewußtsein wie in anderen deutschen Kulturlandschaften existieren nicht, haben nie existiert. Schwer zu beantworten also: Mit welcher geistigen Tradition identifiziert sich die Region? Aus welchem Selbstverständnis lebt die Literatur der Region? In einer Befragung von Autoren zu wichtigen Schriftstellern der Region durch den Duisburger Universitätsprofessor Gunter E. Grimm erzielt Hanns Dieter Hüsich die höchste Zahl von Nennungen. Kann man folgern: Niederrhein gleich »Hüschland«?<sup>12</sup>

Ist es gerade das Fehlen eines klaren Profils, das es den Kabarettisten so leicht macht, diesen Landstrich als Projektionsfläche für universal verbreitete Schwächen und Marotten zu nutzen? Weiß daher alle Welt ganz genau, wovon Hanns Dieter Hüsich spricht? Oder hat sich etwa ganz vital hinter gelehrtem Definitionsstreit, hinter Hüsichs vorgeblich niederrheinischem Weltbild und Beikirchers gescheitem Spott doch so etwas wie eine »Landschaftsmentalität« erhalten, unbeeinträchtigt von aller politischer Vereinnahmung und wissenschaftlicher Ablehnung?

»Ist es schlimm, daß es kein niederrheinisches Identitätsbewußtsein gibt – anders gefragt – soll man sich bemühen, es zu schaffen?« Die Frage stellt und bejaht Claus Bussmann. Als erstrebenswert betrachtet er eine starke Identifikation mit der Region, wenn sie auf dem Konzept eines »Europa der Regionen« basiert und von den Menschen im Rhein-Maas-Raum inklusive Niederländern und Flamen als gemeinsames Ziel angesehen wird.<sup>13</sup>

Wer die Literatur einer Region vorstellen will, muß eine Auswahl treffen, muß Zuordnungskriterien vorweisen können. Da bietet sich als Hauptmerkmal natürlich der Bekanntheitsgrad an, die Selektion durch die Wirkungsgeschichte, die jemanden irgendwann als *bedeutend* einstuft. Solch ein öffentliches Ansehen war vor den jüngsten Umwälzungen auf dem Mediensektor einfach feststellbar. Kriterien waren z. B. die Auflagenhöhe, die Anerkennung seitens der Kritik in den Medien, die Berücksichtigung in Schullesebüchern sowie durch die Universitätsgermanistik und andere Disziplinen. Wessen Texte im Oberstufenlesebuch standen und wer im philologischen Seminar behandelt wurde, der gehörte zum Kanon, war ein bekannter Autor, jemand, den man gelesen haben *mußte*. Heute finden sich sämtliche Wertungsgesichtspunkte auf dem Prüfstand, die Grenzen zerfließen. Fragen über Fragen. Beispielsweise: Wohin gehören Karl May, Hermann Löns, Charles Bukowski, Stephen King? Haben nicht auch anerkannte Schriftsteller häufig Kitsch verfaßt? Was ist mit Werken, die gar nicht in Buchform veröffentlicht werden?

Auflagenhöhe und Feuilletonakzeptanz liefern immer noch beachtenswerte Hinweise, für entscheidender halte ich ganz konservativ die poetische Kompetenz. Was mich weniger geleitet hat bei Sichtung und Auswahl, sind also biographische Ergiebigkeit (Skandale), Szene-Zugehörigkeit, blasierte Zurschaustellung gespielter Dissidenz, eine durch Medienkompatibilität und Vertriebs- und Werbemaßnahmen initiierte kurzlebige Popularität.

Die räumlich begrenzte Auswahl bedingt die Frage, welche Rolle die Region im Werk eines als regional angesehenen Autors spielt. Hat ein Werk überhaupt eine regionale Dimension, und wenn ja: Lebt sie in den Menschen und Dingen, oder ist sie als publikumswirksames Lokalkolorit daraufgetupft? Sollte man nicht besser angesichts des Mißbrauchs, der mit Mentalitätsklischees und Stammestypologien getrieben worden ist, allein den biographischen Zufall des Geburtsortes als Kriterium gelten lassen?<sup>14</sup>

Es gibt Autoren und Literaturexperten, die das Räumliche für einen belanglosen Zufall halten, andere machen die Prägung eines Werkes von ihm abhängig. Der übertriebenen Wert-

schätzung des Heimattraumes zu seiner Zeit setzte Gottfried Benn, wenn er nach seiner Herkunft befragt wurde, seinen bekannten Spott entgegen: »Herkunft, Lebenslauf – Unsinn! Aus Jüterborg oder Königsberg stammen die meisten, und in irgendeinem Schwarzwald endet man seit je.« Da hört man aus lokalpatriotisch verbretterten Köpfen gleich den Schimpf dagegen schallen: »Nestbeschmutzer!«

Reminiszenzen hochdeutsch schreibender, am Niederrhein geborener Autoren beschäftigen sich beim Lebensrückblick naturgemäß mit der Kindheit im Niederrheinambiente, doch bei strenger Anwendung von regionsbezogenen Authentizitätsmaßstäben auf ihr sonstiges Werk dürfte die Literaturforschung wohl keinen von ihnen als typischen Niederrhein-Autor reklamieren, etwa in der Art, wie man Nestroy, Stieler, Hebel, Oskar Maria Graf, Kroetz oder Innerhofer im Süden oder Storm, Groth und Reuter im Norden des deutschen Sprachraumes klare Regionalprofile zuordnen kann.

Ein Kosmopolit wie Thelen hat sich lebenslang mit Händen und Füßen gegen seine Einbindung ins Regionale gewehrt, er kann eben allenfalls als »Autor vom Niederrhein« rubrifiziert werden. Um diesen in jeder Beziehung internationalen Autor zum Niederrhein-Autor zu machen, müßte man schon Hanns Dieter Hüschs semantischen Überdehnungsstrick anwenden: Niederrhein ist überall. Man müßte Regionales generalisieren und umgekehrt.

Mögen Heimatfreunde auch den Zusammenhang von geographischem Raum und »Wesen« eines Autors als eine ihrer Lieblingsvorstellungen behaupten, nachweisen lassen sich solche Einflüsse nicht. Wenn überhaupt, kann eine Prägung nur im Einzelfall und dann auch nur im Bereich der Sprache erfolversprechend untersucht werden.

Es kann hier auch gar nicht darum gehen, das »Wesen« einer Regionalliteratur zu untersuchen, sondern nur das Darstellbare: ihre empirische Existenzweise. Selbst wenn es keinen Niederrheinautor im engeren Sinne gibt, so gibt es doch Autoren *vom* Niederrhein, und es gibt – und zwar in den letzten Jahren immer spürbarer – das Bedürfnis des Lesers nach regionaler Identität.

Im übrigen handelt es sich bei der Frage der regionalen Bindung weitgehend um einen müßigen Akademikerstreit, der

die Autoren selbst wohl ebensowenig interessiert wie das Publikum, ist es doch nur allzu einleuchtend, daß ein Schriftsteller, wie jeder, der sich verbal äußert, einen Teil seiner Bilder und Redewendungen und Rhythmen und Betonungen, seiner Sprachgepflogenheiten überhaupt, aus dem Erfahrungshorizont seines Alltagslebens nimmt, einen anderen aus seiner Lektüre oder dem Fernsehen.

Überdies: Alle große Literatur ist Literatur einer Region. Jedes kreative Potential hat seine Wurzeln an einem bestimmten geographischen Ort, der bei manchen Autoren auch *einen* Schlüssel zu ihrer Universalität liefern kann, nie aber als Ursache ihrer »Genialität« begriffen werden kann. »All art is local«, befand William Carlos Williams, und recht muß ihm geben, wer Bölls Köln, Walsers Wasserburg, das Danzig, wie Grass es erlebt hat, das Macondo des García Márquez, Faulkners Yoknapatawpha-Distrikt, die Zeltdörfer der kirgisischen Ajtmatow-Steppe oder die vielen anderen Heimatangebote der neueren Literatur nachempfunden hat. Weil sich in ihrem ganz besonderen Mikrokosmos der Makrokosmos spiegelt, weil ihre regionale Welt ein Modellraum ist, ein Erfahrungsraum, in dem sich jeder auszukennen glaubt, haben solche Autoren dem Etikett »Heimatchdichter« den Ruch trivialer Beschränktheit genommen, der ihm in der Alltagsrede beigeengt ist.

Während sich die vorliegende Auswahl der hochdeutsch Schreibenden vor allem daran orientiert, ob sie in renommierten bundesdeutschen Lexika und Literaturgeschichten geführt werden, sind die Mundartautoren aus Gründen der Exemplifikation herausgegriffen worden. Für die Angehörigen beider Genres träfe das folgende idealtypische Profil des Niederrheinautors nur bedingt zu: Niederrheinautor ist, wer

- am NR geboren ist oder lange hier gelebt hat oder lebt;
- regionale Erfahrung als produktiven Anstoß erlebt, also vorwiegend NR-Themen und Ambientes gestaltet, die Region in den Mittelpunkt seiner Arbeit rückt, auch politisch für Belange der Region eintritt, die Region als seinen und seines Publikums Lebens- und Erfahrungsraum gestaltet;
- in Mundart schreibt oder häufig NR-Sprachelemente benutzt;

- am NR eine große Verbreitung sowie sein Hauptlesepublikum hat;
- im Bewußtsein der Öffentlichkeit als solcher betrachtet wird (Präsenz in Medien, Wissenschaft und Gesellschaft);
- eine allseits unterstellte »typische« Mentalität und Schreibweise repräsentiert;
- als identitätsstiftende Figur gilt, d.h. zum Beispiel, daß sich sein Name auf Denkmälern findet, daß Straßen, Plätze, Schulen oder andere öffentliche Gebäude nach ihm benannt wurden;
- zur Schaffung von Regionalidentität beigetragen hat, wie z. B. Storm und Reuter anderweitig;
- letztlich natürlich – immer heikel und umstritten –, wer mir aufgrund persönlich gewonnener Kriterien im Hinblick auf seine literarische Qualität erwähnenswert erscheint.<sup>15</sup>

Auswahlprinzip einer regional orientierten Literaturübersicht kann nicht eine – eventuell auch im Hinblick auf günstige Marktakzeptanz vorgenommene – »gerechte Verteilung« sein, etwa mechanistisch nach dem Motto: Jedem größeren Ort seinen Autor. Ebenso möchte ich auf keinen Fall an der Festbeschreibung eines Kanons mitwirken. Es soll nicht nach dem nationalen Bekanntheitsgrad selektiert werden. Jansen z. B. hatte sicher nur begrenzte Wirkungsmöglichkeiten, doch er gehört, was Geburtsort, Niederrheinbezüge, Werkumfang und regionale Popularität betrifft, hierher. Der zur nationalen »Hochliteratur« zählende, aber in der Region nur mäßig bekannte Wellershof wiederum stellt, wenn man Geburtsort und Niederrheinbezüge gegeneinanderhält, im Wortsinn einen Grenzfall dar.

Der 1929 in Duisburg geborene und in Xanten lebende Schriftsteller Willi Fähmann, der sich als Kinder- und Jugendbuchautor einen Namen gemacht hat, kann hier wegen der notwendigen Genrebegrenzung ebenso wenig behandelt werden wie der 1953 in der Nähe von Weimar geborene, doch schon früh an den Niederrhein gezogene Wolfgang Hohlbein, wohl der erfolgreichste Fantasy-Autor Deutschlands (über 100 Bücher mit einer Gesamtauflage von acht Millionen Exemplaren), dessen soeben erschienener 656 Seiten starker Wälzer *Das Avalon-Projekt* wieder ein Bestseller zu werden verspricht. Die

Einschränkung gilt auch für Vilma Sturm aus Mönchengladbach trotz ihrer Verdienste um einen aufklärerischen Journalismus oder für die erfolgreiche Sachbuchautorin Gabriele Knoll aus Wachtendonk.

## SPRACHE AM NIEDERRHEIN

Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache.

*Wilhelm von Humboldt*



Unter »Dialekt« oder »Mundart« versteht man lokal oder regional begrenzte Sprachformen innerhalb einer größeren Sprachgemeinschaft, die über eine Hochsprache (auch: Einheits-, Schrift-, Verkehrs-, Standard-, nicht aber unbedingt National-Sprache) verfügt. Im deutschen Sprachraum haben sich die regionalen Varietäten *vor* der Hochsprache herausgebildet, die diese später (seit dem 16./17. Jahrhundert) überformt hat. Das Aussterben der originären Dialekte zugunsten von Zwischenvarietäten geht immer schneller voran.

Warum es in den achtziger Jahren trotz der zügigen Verhochdeutschung unseres Sprechens noch einmal zu einer Art Dialekteuphorie nicht nur im deutschen Sprachraum gekommen ist, beantworten Sprachforscher und Soziologen mit dem Hinweis auf die Entfremdungseffekte einer hochtechnisierten, außengesteuerten und immer unüberschaubarer werdenden sozialen Realität.

Der Kontrast von Hochsprache und Dialekt ist seit dem Mittelalter als wirkungsvolles poetisches Stilmittel benutzt worden. Neidhardt von Reuenthal erzielte komische Effekte, indem er die verachtete Sprache des Bauern der verfeinerten Redeweise des Hofes gegenüberstellte, um beide gesellschaftlichen Bereiche durch ihre Sprache mit Hilfe von Travestie und Parodie entlarvend darzustellen. In den Fastnachtspielen und später den Komödien des 16. und 17. Jahrhunderts wurden die ungebildeten Unterschichten durch Dialektgebrauch charakterisiert. Seit je werden aber auch umgekehrt in der Volkskomödie Fälschung, Affektion und falsches Pathos der Hochsprache gegen die kernige Urwüchsigkeit und den Bilderreichtum des Dialekts ausgespielt, als Antwort sozusagen auf literarische Produkte, in denen sich der Stadtmensch an der groben und primitiven Sprechweise des Landbewohners ergötzt.

Umfassend literaturfähig wird der Dialekt im Realismus. Die Naturalisten schließlich setzen ihn bewußt ein, um Lokalkolorit zu erzeugen und eine Figur auf ihr Milieu festzulegen. Hugo

von Hofmannsthal steht der Sprache der Gebildeten mit großem Mißtrauen gegenüber – er bezeichnet sie als »Verkehrssprache«. Sie sei voll von »zerriebenen Eitelkeiten« und habe sich zu sehr von der Anschaulichkeit der Volkssprache entfernt. In der zeitgenössischen Literatur wird Dialekt nicht in erster Linie des Lokalkolorits wegen verwendet, sondern als konflikterzeugendes bzw. -verschärfendes Handlungselement. Die bairisch sprechenden Personen des Franz Xaver Kroetz werden wie die des Filmemachers Faßbinder nicht zuletzt durch das Gefühl ihrer sprachlichen Ohnmacht und den damit verbundenen Mangel an intellektuellem Bewußtsein zu ihren Handlungen getrieben, ähnlich wie schon die Charaktere Hauptmannscher Dramen. Der Dialekt erscheint als defizitäres Sprachinstrument zur Kennzeichnung einer auch sprachlich benachteiligten Schicht. Parallel zu der weiterhin im Stile des »Ohnesorg-Theaters« vorgehenden, d. h. auf die Darstellung komischer und deftiger Ereignisse im Alltag beschränkte Dialektdichtung entstand eine politisch motivierte, dem »Umbau der Welt in Heimat« anspruchsvoll verpflichtete Literatur, deren Aufgabe etwa der Dialektdichter G. C. Krischker darin sieht, »den Mann auf der Straße, der wegen seines Dialektsprechens zu den Unterprivilegierten zählt, stolz zu machen auf seinen Dialekt, ihm die Schönheit, die Bild- und Aussagekraft dieser Sprache vorzuführen und zu beweisen. Dies hat nichts mit Idyllisierung zu tun; dieser Regionalismus hat nichts mit Provinziellem zu schaffen. Es ging hier um einen neuen, vom mystischen Ballast befreiten Heimatbegriff.«<sup>1</sup> Auch in Lyrik und Erzählprosa existieren nebeneinander verklärende Heimatidyllik mit ihrer Tabuisierung von Konfliktthemen und der Versuch realistischen und experimentellen Schreibens im Dialekt (Eugen Gomringer, Hans Carl Artmann, Gerhard Rühm, Ernst Jandl, Kurt Marti). In Gorleben, Wyhl und Brokdorf ist der Dialekt aus dem Getto epigonaler Reimerei ausgebrochen und hat eine ganz neue Protestpoesie hervorgebracht; auch Kölner Rockgruppen pflegen in ihren Liedern eine dem hochdeutschen Ohr oft proletenhaft anmutende, herzerfrischende Dialektsprachlichkeit. In politisch engagierten Songs thematisieren sie die *Kristallnaach* und fordern bei *Rock gegen rechts*-Veranstaltungen *Arsch huh und Zäng ussenander*.

Spätestens seit Herder tragen wir das Wissen im Kulturgepäck, daß man sowohl aus der persönlichen Sprechweise wie auch aus dem vorgegebenen Sprachsystem, das ein Mensch erlernt hat, Rückschlüsse auf seine Weltsicht und Selbstwahrnehmung ziehen kann. In den Grenzen einer bestimmten Sprache formt sich das Ich; es ist ein jeweils besonderes sprachliches Inventar, welches das Individuum mit der existenznotwendigen Fähigkeit zur Tradition, zur Weitergabe seiner jeweils besonderen Kultur, ausstattet.

Mißtrauisch hat die Psycholinguistik nach den bösen Erfahrungen mit der stammeskundlichen Primitiv-Ethnologie des Dritten Reiches jegliche Beschäftigung mit überindividuellen Regionalcharakteristika beäugt. Es entspricht jedoch ganz offensichtlich tausendjähriger Kultur- und Lebenserfahrung, daß die Landschaft die in ihr lebenden Menschen prägen *kann*, nicht *muß*, daß Geschichte, Kultur und Sprache Spuren in ihnen hinterlassen. Natürlich ist das bei jedem Individuum in ganz unterschiedlichem Maße der Fall, und es gilt auch nur so lange, wie es noch so etwas wie »Landschaft« gibt und noch spezifische kulturelle und sprachliche Züge existieren. Das aber muß seit der industriellen Revolution zunehmend in Frage gestellt werden; erst recht heute, da wir in einen Prozeß des tiefgreifenden Wandels der menschlichen Kommunikationsformen eingetreten sind, dessen Folgen noch niemand überblickt. Zu den bisher erkennbaren Wirkungen scheinen jedenfalls einerseits starke Vereinheitlichungstendenzen zu gehören, andererseits eröffnen die modernen Medien aufgrund ihrer dezentralen Struktur auch die Möglichkeit der Behauptung »regionaler Differenz«.

»HABBE-HEBBE-HAN. HIER SPRECHEN SIE IN JEDEM DORF ANDERS.«  
REICH GEFÄCHERTES DIALEKTVORKOMMEN

Am Niederrhein treten zu den Folgen der globalen Nivellierung des Kulturlebens ganz spezielle Umstände hinzu, die ein Absterben historisch gewachsener Besonderheiten, also auch ein schnelles Ausbleichen der Sprachpalette zugunsten der

hochdeutschen Einheitssprache, gefördert haben. Was hier vielen »Platt« und erst recht Hochdeutsch-Sprechern nicht bewußt ist: Es gibt gar kein niederrheinisches Platt, und es hat auch nie eines gegeben. Eine landschaftsumfassende Großmundart kennt der Niederrhein nicht. Die Dialektsprecher haben immer wieder die Erfahrung gemacht, daß in jedem Dorf, in jeder Stadt anders gesprochen wird, daß auf kleinem Raume mit dem Ort auch das »Logotop« wechselte. Daß Sprachinseln und Sondersprachen in das niederrheinische Dialektgewirr eingestreut sind, macht die Region für Sprachforscher zusätzlich interessant. Rotwelschdialekte wie das Henese Fleck von Breyell, das Jenisch der Wickrather Korbmacher oder die Pfälzischen Sprachinseln von Louisendorf und Pfalzdorf locken ganze Germanistenseminare auf Exkursionen.<sup>2</sup>

Linguisten haben genau erforscht, wie sich die Varietäten des Deutschen am Niederrhein auffächern; besonderer Varietätenreichtum herrscht am Mittleren Niederrhein. 314 verschiedene Dialekte wurden hier nachgewiesen.<sup>3</sup>

Zwischen Duisburg und Krefeld z. B. lassen die Mundartforscher die Ik/ich-Linie verlaufen. Diese Linie sondert noch manch andere Eigentümlichkeiten, z. B. die im nördlichen Niederfränkischen nicht anzutreffende, für den mittleren Niederrhein, wo das sogenannte Ripuarische vorherrscht, aber typische »rheinische Velarisierung« (Lautbildung im hinteren Teil des Gaumens). Die macht aus »Wein«, »braun«, »Winter« und »Hund« »Wing«, »brung«, »Wenkter« und »Honk«. Auch die im Volksmund als »rheinischer Singsang« bezeichnete Wort- und Satzmelodie des Rheinischen findet sich nur im Ripuarischen.

Eine einheitliche Sprache als unerläßliches Merkmal einer über das eigene Dorf hinausgehenden Gruppenidentität stand und steht dem Niederrheiner nicht zur Verfügung. Was er meist für seinen Dialekt hält, ist eine Sprache, die von Köln bis Kleve in ähnlicher Weise gesprochen und in ganz Deutschland recht gut verstanden wird, eine Art »Millowitschtheater«-Sprache. Dieses Idiom, auf das sich auch Hüscher, Beikircher und andere Kabarettisten beziehen, ist nicht eine spezielle Lokalmundart mit engem Kommunikationsradius, sondern eine leicht dialektal gefärbte rheinische Umgangssprache, viel näher am Hochdeutschen als an einem der zahlreichen Lokaldialekte. Georg Cornelissen spricht in diesem Zusammenhang von ei-

nem niederrheinischen »Regiolekt«, der sprachtypologisch weder als verfehlte Standardsprache zu betrachten sei, noch irgendeine Mundartkompetenz voraussetze.<sup>4</sup>

Die Besonderheit des Dialektsprechens vor allem am Mittleren Niederrhein ergibt sich aus dem Charakter der Regionalsprache als niederfränkisch-riparischer Mischmundart mit zahlreichen Varianten. Erschwerend kommt ein für die Sprecher folgenreicher Umstand hinzu, der weder ihnen noch den meisten Sprachforschern bekannt ist: Von den hiesigen Dialekten aus ist der Weg zum Hochdeutschen weiter als von jeder anderen mittel- und oberdeutschen Mundart. In Werner Beschs Untersuchung zunehmender Sprachunterschiedlichkeit zwischen Landschaftssprachen und neuhochdeutscher Schriftsprache rangiert das ripuarische Gebiet als vom hochdeutschen Typus am weitesten entfernt.<sup>5</sup>

Der Leser denke zur Verdeutlichung nur an eine simple Mitteilung, Zahnschmerzen betreffend, im Mönchengladbacher Dialekt. Während jeder Deutschsprachige den bayrisch oder alemannisch ausgedrückten Sachverhalt sofort verstünde, bleibt Deutschen wie sprachkundigen Fremden nur irritiertes Schulterzucken, wenn an ihr Ohr dringt: »(I)schan Tangping.«

Inwieweit er selbst noch einen Ursprungsdiakot versteht (hier: alte Lokalmundart des Mönchengladbacher Raumes – nach der Methode der »literarischen Umschrift« transkribiert), mag der Leser anhand der folgenden Textprobe, die ich als Tonbandaufnahme bei einer Befragung zur sprachlichen Selbsteinschätzung verwendet habe, einmal testen:

»Oss Nobbersvrau hädd sue 'ne söete Schtropp; dä heesch Hänske. Datt schtaatse Källke hädd Schimmels Hoor omm Koop – onn kann all so lues schwade mött sinn Bäbbelsschnuut, datt malk enne jruete Vreut an dä Kall van dä kleene Boxemann hädd. Vörije Weak nu hodde wörr Pengste. – Sinn Mamm meek ömm jereet vörr noe drr Kermesmaat te jonn, onn hä jing örr vörr ö paar Jrosches aan. – »Böss maar shtell«, säd senn Mamm, »Bästemoor hädd desch all jett jejeve, onn err Blahre maakt maar doch bloos Onndösch mött datt Jeld onn jott ösch bloss Pröll jelde!« »Nä«, säd dä kleene Krott, »esch jonn mesch kenne Pröll jelle, maar bloss jett Klömpkes onn jett zomm Schpelle.«<sup>6</sup>